

Angeles Mastretta Frauen mit großen Augen



Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 2297

Unerhörte Geschichten von lauter ungehörigen Frauen erzählt Angeles Mastretta. Ungehörig, weil im Mexiko der dreißiger Jahre Frauen noch für Ehemann, Haus, Küche und Kinder erzogen wurden. Unerhört, weil all die von Angeles Mastretta so witzig und temperamentvoll geschilderten Frauen gänzlich aus dem Rahmen fallen. Sie wissen inzwischen, daß ein Ehering am Finger oder ein müder Kuß zur guten Nacht ihrem Glück nicht unbedingt zuträglich sind und daß sie es, wenn es denn sein muß, eben irgendwo anders suchen müssen. Eben in einem »amour fou«. Mit ihrer Fabulierkunst liefert uns Angeles Mastretta ein wunderbares Stück lateinamerikanischer Emanzipationsgeschichte.

Angeles Mastretta wurde 1949 in Puebla, Mexiko, geboren. 1988 erschien im Suhrkamp Verlag ihr Roman *Mexikanischer Tango* (st 1787); er wurde mit dem hochangesehenen Literaturpreis Mazatlan ausgezeichnet, den vor ihr u.a. Octavio Paz, Juan Rulfo und Isabel Allende erhielten.

Angeles Mastretta
Frauen mit großen Augen

Aus dem Spanischen von
Monika Lopez

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe:
Mujeres de ojos grandes
Umschlagfoto: Jerry Bauer

suhrkamp taschenbuch 2297

Erste Auflage 1994

© Angeles Mastretta 1990

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1992

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags und der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Books on Demand, Norderstedt

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-38797-9

5 6 7 8 9 10 — 15 14 13 12 11 10

Frauen mit großen Augen

Für Carlos Mastretta Arista,
der aus Italien wiedergekommen ist

Tante Leonor besaß den vollkommensten Nabel, den die Welt je gesehen hat. Punktgroß und in einer kleinen Mulde genau in der Mitte ihres glatten Bauches. Ihr Rücken war voller Sommersprossen und ihre Hüften so fest und so schön geschwungen wie die kleinen runden Tonkrüge, aus denen sie als Kind noch Wasser getrunken hatte. Sie hatte einen aufrechten Gang ohne Steifheit und bewegte sich mit der Sachtheit eines Seiltänzers. Wer ihre Beine zu Gesicht bekommen hatte, konnte erzählen, sie seien lang und goldbraun gewesen. Ihr Schamhaar war ein selbstsicheres hellrotes Gewuschel, und von ihrer Taille hieß es, kein Mann könne sie ansehen, ohne Leonor gleich ganz zu begehren.

Als sie siebzehn war, heiratete sie aus Vernunftgründen einen Mann, der genau so war, wie eine vernünftige Person ihn sich aussucht, um leben zu lernen. Alberto Palacios, von Beruf Notar, pflichtbewußt und vermögend, war sechzehn Jahre älter und dreißig Zentimeter größer als sie und um die entsprechende Lebenserfahrung reicher. Er hatte lange Verlobungsjahre mit mehreren gelangweilten Mädchen hinter sich, die sich alle noch mehr langweilten und es satt bekamen, wenn ihnen klar wurde, daß die Heiratsabsichten ihres Juristen allenfalls langfristig zu verstehen waren.

Eines Tages fügte es sich, daß Leonor mit ihrer Mutter den Notar aufsuchte. Sie suchten Rat in einer Erbschaftsangelegenheit, die eigentlich kinderleicht, für sie aber hochkompliziert war, weil Leonors eben verstorbener Vater es zeitlebens nicht zugelassen hatte, daß seine Frau auch nur

eine halbe Stunde aufs Denken verwandte. Bis auf das Einkaufen und Kochen hatte er ihr stets alles abgenommen. Die Nachrichten aus der Zeitung hatte er ihr gefiltert wiedergegeben, er hatte sie aufgeklärt, was sie darüber zu denken hatte, er hatte ihr das Haushaltsgeld zugeteilt, und sie war damit immer ausgekommen, und er hatte nie eine Abrechnung verlangt. Selbst im Kino erzählte er ihr den Film, den sie gerade sahen: »Da, schau, Luisita, der junge Mann ist schon verliebt in das Mädchen. Schau, wie sie sich ansehen, merkst du's? Jetzt will er sie streicheln, jetzt streichelt er sie. Gleich wird er heiraten wollen, und nicht lange, dann wird er sie bestimmt sitzen lassen.«

Darum brachte der plötzliche Verlust des mustergültigen Mannes, der Leonors Vater gewesen war, für die arme Luisita nicht nur Kummer, sondern auch große Mühen mit sich. Beladen mit diesem Kummer und dieser Mühsal traten die beiden Frauen in das Notariat, um sich sachkundig helfen zu lassen. Und Hilfe ward ihnen zuteil, auf so zuvorkommende und effektvolle Weise, daß Leonor anderthalb Jahre später, noch in Trauerkleidung, mit Helfer Palacios vor den Traualtar trat.

Danach hatte sie ein Leben, so leicht wie noch nie. Den einzigen kritischen Moment überwand sie, indem sie den Rat ihrer Mutter befolgte und mit zugekniffenen Augen ein Avemaria betete. Nun ja, nicht nur eines, die Sache erforderte mehrere Avemarias, und mitunter brauchte ihr exzessiver Mann sogar zehn Rosenkranzgeheimnisse bis zu dem Geächz und Geschnauf, das am Ende des Affentanzes stand, den er unvermeidlich aufführen mußte, sobald er, zufällig oder absichtlich, Leonors schmale weiche Taille berührte.

Leonor hatte alles, was das Herz einer noch nicht fünf- undzwanzigjährigen jungen Frau nur begehren konnte:

Hüte, Chiffonröcke, französische Schuhe, Porzellan aus Deutschland, einen Brillantring, ein Collier aus Barockperlen und Korallen-, Türkis- und Goldfiligranohrringe. Was sie sich auch wünschte, sie bekam es, von den applizierten und bestickten Höschen aus der Hand der Trinitariernonnen bis zu einem Diadem à la Prinzessin Margaret und als Dreingabe sogar noch die abgöttische Verehrung ihres Mannes, dem langsam klar wurde, daß sein Leben ohne diese eine Frau unerträglich wäre.

Von dem mindestens dreimal wöchentlich aufgeführten Affentanz ihres Mannes entstanden in Leonors Bauch zuerst ein kleines Mädchen und danach zwei Jungen. Und es war wie im Film, denn sonderbarerweise konnte Leonor dreimal dick und wieder dünn werden, ohne daß ihre Figur Schaden litt. Der Notar hätte dieses Wunder am liebsten urkundlich festgehalten, begnügte sich dann aber doch damit, sich daran zu erfreuen, was noch leichter wurde, weil seiner Frau mit den Jahren eine höfliche und nachsichtige, aber auch neugierige Willigkeit zuwuchs. Der Affentanz wurde ja auch besser und schließlich so angenehm, daß sie ihn nicht mehr über sich ergehen ließ und sich dabei an den Rosenkranz klammerte, sondern Gefallen daran fand und am Ende mit einem Lächeln einschief, das noch den ganzen nächsten Tag vorhielt.

Schöner als in ihrer Familie ließ es sich nicht leben. Und alle Menschen sprachen gut von ihnen, sie führten eine Bilderbuchehe. Die Damenwelt fand die Freigebigkeit und Zugewandtheit unübertroffen, mit der Notar Palacios seine Leonor beglückte, und die Herren riefen sich, wenn sie vor Wut kochten, weil ihre Frauen eine Litanei von Klagen abspulten, zur eigenen Beruhigung einfach Señora Palacios' friedfertiges Lächeln vor Augen.

So wäre es wahrscheinlich ewig weitergegangen, wäre es

Leonor eines Sonntags nicht eingefallen, Sapotillquitten zu kaufen. Sonntags gönnte sie sich das Vergnügen, allein auf den Markt zu gehen. Es war zum festen Ritual geworden, und das ließ sie sich von niemandem nehmen. Das Vergnügen begann damit, daß sie schauend durch die Fluchten der Verkaufsstände wanderte und noch gar nicht so genau wahrnehmen wollte, welche Frucht welchen Duft und welche Farbe ausströmte. Tomatenberge und Zitronenhalden verschwammen da noch zu einer einzigen Masse. Erst bei einem imposanten Koloß von Weib blieb sie stehen, dem hundert Jahre ins Gesicht geschrieben waren und das Springformen mit Tortillateig aus Purpurmaismehl auslegte. Leonor nahm sich so einen blauen quarkgefüllten Kuchen vom Blech, tat vorsichtig scharfe rote Soße darauf und ging dann gemächlich kauend an ihre Einkäufe.

Sapotillquitten sind prallgelbe kleine Früchte mit samtiger Haut. Saure und süße wachsen zwischen schmalen dunklen Blättern ununterscheidbar an den Zweigen ein und desselben Baums. Bei ihren Großeltern war Leonor als kleines bezopftes Mädchen mit katzenbehenden Beinen nachmittags oft auf den Sapotillbaum geklettert. Da oben hatte sie dann gehockt und sich Sapotillquitten in den Mund gestopft. Drei saure, eine süße, sieben saure und wieder zwei süße – der Reiz des Spiels lag im Überraschtwerden und in dem süßsauren Fruchtbrei im Mund. Eigentlich war das Bäumeklettern für Mädchen verboten, aber Leonor hatte einen Cousin namens Sergio, einen schmallippigen Jungen mit dezidierter Stimme und wissenden Augen, von dem ließ sie sich zu abenteuerlichen heimlichen Unternehmungen verführen: Bäumeklettern gehörte dabei eher noch zu den harmlosen.

Die Sapotillquitten, die sie jetzt, abgetrennt vom Baum,

auf dem Markt sah, kamen ihr fremd vor, und doch war noch etwas vom Baum an ihnen, weil Sapotillquitten mit dem belaubten dünnen Zweig gepflückt werden.

Leonor kam mit den Früchten nach Hause und zeigte sie ihren Kindern. Sie setzte die Kinder hin, und während sie alle aßen, erzählte sie von ihres Großvaters starken Beinen und von ihrer Großmutter Stupsnase. Nach kurzer Zeit hatte sie den Mund voll glitschiger Kerne und samtiger Schalen. Und mit einem Mal war sie wieder zehn Jahre alt – sie spürte Sergios gierige Hände, sein lang vergessenes Verlangen, und sah, wie er ihr im Baum zuzwinkerte.

Erst jetzt wurde ihr bewußt, daß man ihr etwas genommen hatte, als man ihr damals erklärte, Cousin und Cousine dürften nicht heiraten, sie würden von Gott sonst mit Kindern bestraft werden, die sich wie Betrunkene benähmen. Seitdem war ihr der Weg versperrt in die bisher erlebten Tage. Und die einst glücklichen Stunden waren nun von einem Heimweh überschattet, das sie sich nicht eingestehen durfte.

Es war eine Kühnheit, noch mehr zu verlangen, als Leonor hatte. Sie aber wollte zu der friedlichen Gelassenheit, die ihr ihre Kinder schenkten, wenn sie im Regen Papierboote fahren ließen, und zu der rückhaltlosen Liebe ihres doch so freigebigen und tüchtigen Mannes auch noch das Zittern in ihrem vollkommenen Bauchnabel, das Cousin Sergio bei ihr ausgelöst hatte, und hielt das nicht einmal für etwas Verbotenes, sondern für etwas, das ihr aus vielerlei Gründen seit langem zustand. Niemand sonst wäre so kühn gewesen, niemand außer Leonor, die verrückt spielte.

Eines Tages lief ihr Sergio auf der Straße des Fünften Mai über den Weg. Sie kam, an jeder Hand ein Kind, gerade aus Sankt Dominikus, wo sie wie jeden Tag in diesem

Monat Blumen gespendet hatten. Das Mädchen, eine fünfjährige Braut, trug ein bodenlanges Kleid aus weißem Organdy und Spitze und einen kleinen Strohkranz, um den ein riesengroßer Tüllschleier flatterte. Der Junge war im Meßdienergewand und schämte sich mit seinen sieben Jahren unter die Erde.

»Die beiden könnten von mir sein, wenn du an dem Samstag damals bei den Großeltern nicht Hals über Kopf wegelaufen wärest«, sagte Sergio, als er sie zur Begrüßung küßte.

»Das bereue ich auch bis heute«, gab Leonor zur Antwort.

Mit einer solchen Reaktion hatte Sergio, einer der meistumworbenen Junggesellen der Stadt, nicht gerechnet. Siebenundzwanzig Jahre alt, war er, wie es hieß, vor kurzem aus Spanien wiedergekommen, wo er sich die besten Olivenanbautechniken angeeignet hatte, und durfte als Erbe eine Farm im Staat Veracruz, eine zweite in San Martín und eine dritte bei Atzálan erwarten.

Leonor sah ihm an den Augen an, daß er verwirrt war, sah, wie er mit der Zunge seine Lippen befeuchtete, und hörte dann seine Antwort:

»Wir brauchen doch nur wieder auf den Sapotillbaum zu klettern.«

Das Haus der Großmutter stand am südlichen Ende der Elfsten Straße und war zugleich weitläufig und verwinkelt. Es besaß sogar fünf Kellerräume, in denen ihr Großvater stundenlang experimentiert hatte. Von den Experimenten kam er gelegentlich mit schwarzem Gesicht nach oben gestolpert und vergaß den Hobbykeller dann für eine Weile, umgab sich statt dessen mit Freunden und spielte mit ihnen in dem auf dem Dach angebauten Salon Billard.

Das Haus der Großmutter besaß außerdem einen Wintergarten zum Frühstück mit Blick auf die Esche und das viele Grün dahinter, es besaß einen Frontón-Spielplatz, auf dem sie früher Rollschuh gefahren waren, ein rosa tapeziertes Zimmer mit Flügel und einer abgetakelten nächtlichen Seelandschaft an der Wand, je ein Zimmer für die Großmutter und eins für den Großvater, dazu die ehemaligen Kinderzimmer und mehrere nach der Farbe ihrer Wände benannte Wohnzimmer. Im blauen Zimmer hatte die Großmutter, inzwischen gichtgeplagt und in ihren Erinnerungen versunken, sich einen Platz zum Malen eingerichtet. Dort trafen sie sie an, wie sie mit dem Bleistift gerade auf die Umschläge alter Hochzeitseinladungen, die sie immer gern aufgehoben hatte, verschlungene Linien zeichnete. Sie bot ihnen süßen Wein an, später auch frischen Käse und zuletzt überalterte Pralinen. Es hatte sich bei der Großmutter also nichts verändert. Das einzige Neue bemerkte sie selber nach einer Weile:

»Ihr beide wart schon Jahre nicht mehr zusammen hier.«

»Seit du zu mir gesagt hast, wenn Cousin und Cousine heiraten, bekommen sie debile Kinder.«

Die Großmutter lächelte über ihrem weißen Kuvert, auf dem unter ihrer Hand eine tausendfach verschnörkelte Phantasieblume entstand, die, eins über dem anderen, unentwegt neue Blütenblätter bekam.

»Seit du es so eilig hattest, vom Baum zu kommen, daß du dir fast das Genick gebrochen hättest«, sagte Sergio.

»Ihr beide wart gut im Sapotillenpflücken, jetzt habe ich niemanden mehr, der das für mich macht.«

»Wir sind auch heute noch gut«, meinte Tante Leonor mit einer leichten Drehung ihrer schönen Taille.

Schon vor der Tür des blauen Zimmers hätten sie am

lieben ihre Kleider hinter sich geworfen. Sie liefen wie von einem Sog fortgerissen die Treppe hinunter und tauchten erst drei Stunden später mit befriedeten Körpern und drei Sapotillzweigen in der Hand wieder auf.

»Wir sind nicht mehr richtig in der Übung«, sagte Leonor zur Erklärung.

»Dann übt mal, Kinder, übt schön, das Leben dauert nicht ewig«, riet ihnen die Großmutter, den Mund voller Sapotillquittenkerne.

Die Hacienda Arroyo Zarco

war ein ausgedehnter Streifen fruchtbaren Landes am Nordhang der Sierra von Puebla. 1910 bauten ihre Besitzer dort Kaffee, Zuckerrohr, Mais, Bohnen und Frischgemüse an. Eine ganzjährig grüne Landschaft. Es regnete dort in jeder Mondphase, einerlei, ob der Himmel grau war oder ob die Sonne schien. Regen war dort so selbstverständlich, daß niemand auf die Idee kam, beim Weggehen Schirm oder Cape mitzunehmen.

Tante Elena aber lebte in dieser Feuchtigkeit nicht lange. Es gab in der Nähe keine Schulen, und so schickten ihre Eltern sie aufs Herz-Jesu-Internat nach México. Das lag dreihundert Kilometer, zwanzig Stunden Bahnfahrt und eine Übernachtung bei Verwandten in Puebla, mit einem Abendbrot und einem schon vom Heimweh geprägten Frühstück, von der Hacienda entfernt. Denn Heimweh würde sie haben in den zehn Monaten, die sie fern von den kapriziösen Mahlzeiten ihrer Mutter bei den unbehaglichen, ständig knicksenden und französisch parlierenden Nonnen würde leben müssen. Als sie endlich alle Fächer – Mathematik, Grammatik, Geschichte, Geographie, Klavier, Handarbeiten, Französisch und Schönschrift – mit Auszeichnung bestanden hatte und gerade wieder auf dem Land eingetroffen und vor Glück darüber noch ganz verdreht war, da mußte sie wieder fort, diesmal, weil die Revolution kam.

Elenas Vater leistete keinen Widerstand, als die Aufständischen in die Hacienda einrückten und ihre Äcker und Regenfälle in Besitz nahmen. Er übergab ihnen Haus und

Hof, die kleine Kirche und alle Möbel mit der gleichen Zuverlässigkeit, die ihn seit jeher vor den anderen Gutsbesitzern ausgezeichnet hatte. Seine Frau zeigte den Soldatenfrauen, wo es zur Küche ging, und er holte die Besitzurkunde der Hacienda und überreichte sie dem Anführer des Aufstands im Staate Puebla.

Danach brachte er seine Familie in einer Kutsche unter und fuhr mit ihr fast lächelnd nach Teziutlán.

Als etwas spleenig hatten sie schon immer gegolten, und als sie jetzt unversehrt und guter Dinge ins Dorf gefahren kamen, waren sich die anderen Gutsbesitzerfamilien einig, daß Ramos Lanz mit den Aufrührern gemeinsame Sache machen mußte. Es konnte unmöglich ein Zufall sein, daß sein Haus nicht niedergebrannt worden war, daß seinen Töchtern nicht das Grauen aus den Augen schaute und daß seine Frau nicht schluchzte.

Sie wurden scheinbar angesehen, wenn sie durchs Dorf schlenderten und so heiter plauderten, als wäre nichts geschehen. Elenas Vater trat so selbstbewußt und gelassen auf, daß keiner in der Familie Grund sah, sich Sorgen zu machen. Wenn er so lächelte, konnte das bloß bedeuten, daß es ihnen nicht nur am nächsten Tag, sondern auch im nächsten Jahrzehnt nicht am Essen auf dem Tische und am Reifrock unterm Seidenkleid fehlen würde. Niemand würde Zierkämmen, Schmuckkapseln, Broschen, Brillantohrringe und den Portwein zum Käse entbehren müssen.

Nur an einem einzigen Nachmittag erlebten sie ihn beunruhigt. Da saß er stundenlang an seinem Schreibtisch und zeichnete irgend etwas, das wie ein Lageplan aussah und ihn nicht zufriedenstellte. Ein Blatt nach dem anderen landete im Papierkorb, und er fühlte sich so nutzlos, als suche er in der Erinnerung vergeblich den Weg zu einem vor Jahrhunderten vergrabenen Goldschatz.

Elena saß im Sessel und sah ihm zu und sagte keinen Mucks, und außer seiner Mimik versuchte sie auch nichts zu erspähen. Da war er mit einem Mal doch zufrieden, und sie vernahm Selbstgespräche, die zwar im Flüsterton geführt wurden, sich darum aber nicht weniger glücklich anhörten. Er faltete das Blatt Papier zweimal zusammen und steckte es in die Jackettinentasche.

Zum ersten Mal nahm er Elena wahr. »Ob das Abendessen wohl fertig ist?« wandte er sich an sie, ohne ihr aber etwas zu zeigen oder auf das zu sprechen zu kommen, was ihn den ganzen Nachmittag beschäftigt hatte.

»Ich sehe mal nach«, sagte Elena und ging, ihren eigenen Gedanken nachhängend, in die Küche. Als sie wiederkam, schlief ihr Vater im Ohrensessel. Sie trat vorsichtig an seinen Schreibtisch und fischte Fetzen zerrissenen Papiers aus seinem Papierkorb. Sie legte sie in ein Buch, weckte ihn dann und meldete, das Essen sei fertig.

Auch das Teziutlaner Haus der Ramos war geräumig. Und Elenas Mutter fand sogar jetzt, in diesen Zeiten der Knappheit, Mittel und Wege, siebengängige Mittagsmahlzeiten auf den Tisch zu zaubern und abends mindestens fünf Esser satt zu machen. An diesem Abend gab es Pilzsuppe, Maisauflauf, Bohnenpüree und Paprikastreifen mit Tomaten und als Abrundung und Abschluß heißen Kakao und kristallzuckerbestreute glasierte Blätterteigröllchen, wie Elena sie auch nach der Revolution nicht mehr zu sehen bekommen sollte. Gesättigt von all diesen guten Dingen, zog man sich in der Familie zurück, um der Ruhe zu pflegen und ohne alle Scham langsam dicker zu werden.

Frau Ramos hatte acht Kinder zur Welt gebracht, fünf davon waren aber an Keuchhusten, Asthma, Pocken oder ähnlichen Krankheiten gestorben, und die anderen drei mußten darum doppelt soviel essen. In der Familie